



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Tagebuch.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Tagebuch.

I.

Aus Berlin.

Die Fresken am königlichen Museum. — Es werde Licht! — Vier Professoren, oder der Staat und das Verhältniß der Wissenschaft zum Leben.

Es wäre gewiß unrecht, in diesen Blättern nicht auch der seit der Mitte Octobers in der westlichen Hälfte der Säulenhalle des königlichen Museums sichtbaren Freskobilder zu gedenken, da dies das edelste Kunstwerk ist, das die Stadt Berlin dem regierenden Könige bisher zu verdanken hat. Der verstorbene Schinkel, der große Baumeister dieses Museums, hatte allerdings auch schon diese Fresken angeordnet, ja sogar vollständig in ihren Zeichnungen entworfen, aber Friedrich Wilhelm III. liebte es, fast alle unter seiner Regierung ausgeführten Bauwerke auf ihrer letzten Station unfertig zu lassen, gleichsam als hätte er ein Vorurtheil dagegen gehabt, etwas ganz zu vollenden. So fehlen z. B. auf dem im Jahre 1821 erbauten Schauspielhause die beiden, damals ebenfalls von Schinkel gezeichneten plastischen Gruppen auf den Sockeln der großen Freitreppe auch heute noch; ebenso sind die schönen Granitpedestale auf der Schloßbrücke ohne die Statuen geblieben, die der Brücke erst ihre volle Schönheit verleihen würden, und nicht minder haben die — wie man jetzt sieht — für die künstlerische Wirkung der Vorderseite des Museums so sehr berechneten Fresken, gemeinschaftlich mit den plastischen Gruppen der Museums-Freitreppe, — wo jetzt leider die so wenig dahin passende Rißsche „Amazone“ aufgestellt ist — auf den Regierungsantritt des jetzigen Königs warten müssen, um den schönen Gedanken Schinkel's in's Leben gerufen zu sehen. Glücklicherweise ist der regierende Monarch ein Mann voll Schönheitsfönn, besonders für architectonische Kunstwerke; eine seiner ersten Anordnungen war daher auch die Ausführung sowohl der Statuen für die Schloßbrücke, als der Fresken für

das Museum zu befehlen. Letztere sind nun, so weit sie bis jetzt vollendet, nicht bloß der Technik, sondern auch dem Gedanken nach ganz vortrefflich, denn was sie mit tausend Farben uns sagen, ist nichts Anderes, als das göttlich-menschliche: Es werde Licht! Ja, es werde Licht, daran sollen diese Götter- und Heroenbilder uns mahnen, wenn dunkle Gespenster zuweilen die Nacht heraufbeschwören wollen, die Nacht am Horizont des deutschen Himmels, an welchem die Sternbilder eines Luther und eines Lessing, eines Herder und eines Kant, eines Schiller und eines Jean Paul glänzen und ewig leuchten werden. Ja, so sehr fordern jene Bilder auf, uns dem Einflusse des Lichtes hinzugeben, daß man nicht umhin konnte, sie auch des Nachts auf künstlerische Weise zu beleuchten, was in der That einen feenhaften und zauberischen Anblick gewährte, der sich an einigen Abenden wiederholt hat.

Vier Professoren der hiesigen Universität, die Herren H. G. Hotho, F. Benary, W. Watke und A. Benary, haben so eben unter dem Titel: „Actenstücke, betreffend die beabsichtigte Herausgabe der kritischen Blätter für Leben und Wissenschaft“ eine kleine Schrift herausgegeben, deren Ertrag für den Fond des zum Andenken des verstorbenen Professors Gans gestifteten Universitätsstipendiums bestimmt, deren actenmäßiger Inhalt jedoch unwiderleglich darthut, daß die Zeit, in welcher Gans und sein Lehrer Hegel an der hiesigen Universität gelehrt und gewirkt, gänzlich vorüber ist. Gedachte vier Professoren hatten unterm 7. September 1843 bei dem Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg die Concession zur Herausgabe einer Wochenschrift unter dem Titel: „Kritische Blätter für Leben und Wissenschaft“ nachgesucht und einen Prospect dieser Zeitschrift beigelegt, in welchem Religion und Staat vorzüglich als die Gebiete bezeichnet wurden, auf welchen dieselbe wirken sollte. Unter Anderm hieß es in diesem Prospect: „Was in der Theologie und in der Wissenschaft des Staates Anspruch machen kann, den Gedanken fortzuführen, was Fortschritt, was Entwicklung andeutet, was irgend geeignet ist, auf die öffentliche Meinung tiefen, wahrhaften Einfluß zu üben, ja was endlich, ohne sich dem Fortschritte hinzugeben, doch eine Anregung erhält und die Behandlung wichtiger Fragen zu veranlassen vermag, wird unbedingt seine vollständige Würdigung finden“, und zwar befreit von Fachformen, in einer Sprache, die, klar und bestimmt, Jedem zugänglich, die Wissenschaft zum Gemeingut Aller machen kann, denen überhaupt die Sphäre des Geistes nicht verschlossen bleibt. Diese Gedanken des Prospectes waren es, die höheren Orts solchen Anstoß gaben, daß zunächst der Minister der Unterrichtsangelegenheiten, Herr Eichhorn, die zu seinem Ressort gehörenden vier Professoren zu sich beschied und ihnen mündlich eröffnete, daß er ihnen, als Professoren und Docenten der Universität, die ohne praktisch lebendige Kenntniß von

Kirche und Staat seien, die Erlaubniß nicht ertheilen könne, diese Gebiete vom Standpunkte reiner Philosophie aus zu besprechen, die mit der Kirche und dem Staate, wie sie sein könnten und dürften, unverträglich wäre. Die gedachten Professoren erklärten zwar darauf, daß sie durchaus nicht die Absicht hätten, ein Parteiblatt zu gründen, daß sie vielmehr auf die Mitwirkung der tüchtigsten Männer jedes Faches und jeder wissenschaftlichen Richtung zählten; auch sind dieselben in der That nicht als solche Schüler Hegel's bekannt, die zur sogenannten äußersten Linken gehören und sich zu den alle religiösen und politischen Institutionen der Gegenwart negirenden Lehren einiger Radicalen bekennen; gleichwohl erhielten sie unterm 27. Januar 1844 ein Antwortschreiben des Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg, worin ihnen angezeigt wurde, „daß sich aus den amtlichen Verhältnissen derselben gegen das von ihnen beabsichtigte publicistische Unternehmen in Betracht der im Prospectus angezeigten Tendenz Bedenken ergeben haben, welche die Ertheilung der gewünschten Concession behindern.“ Die genannten Herren fanden sich hierdurch, statt den gewöhnlichen Instanzenzug an das Ministerium und an den König einzuschlagen, veranlaßt, zuerst den Senat der hiesigen Universität und alsdann die beiden Facultäten, zu denen sie gehören (die theologische und die philosophische) mit dem Gesuche anzugehen, sich bei der Sache zu betheiligen und das Recht der Professoren, ihre Gedanken ebenso auf schriftlichem, als auf mündlichem Wege publiciren zu dürfen, zu vertreten. Man muß die ausweichenden Erwiederungen des Senats und der philosophischen Facultät, so wie die von Herrn Dr. Hengstenberg unterzeichnete Erwiederung der theologischen Facultät selbst lesen, um von den in derselben herrschenden Ansichten einen Begriff zu bekommen. Die philosophische Facultät that zwar eine Art von Schritt bei dem Minister, aber dieser war nicht blos im Widerspruch mit ihrer Abweisung der Professoren, die sich an sie gewendet hatten, sondern auch mit ihrer eigenen Auslegung, wornach nur die Würde der Wissenschaft an sich, nicht aber die der in's Leben übertretenden Wissenschaft von der Facultät zu schützen sei. Die Antwort, welche der Minister auf diesen Schritt der Facultät ertheilte, so wie die darauf nun von den vier Professoren an den Minister gerichtete Protestation bilden die beiden interessantesten Actenstücke dieser Sammlung, die übrigens hier mit Genehmigung des Ministers selbst und ohne die geringste Behelligung von Seiten der Censur im Druck erschienen sind.

Justus.

II.

Wiesner in Untersuchung.

Wie freute man sich über die österreichischen Behörden, daß sie Wiesner und dessen Buch gegen Tengoborsky nicht unnütz verfolgt, daß sie bloß jede Vertheidigung Wiesner's in österreichischen Blättern verboten haben. Denn die Deutschen sind Riesen mit Lämmerseelen! sie sehen schon den Himmel voll Freiheitsgeigen, wenn ihnen von fünf und zwanzig Stockstreichen ein halber geschenkt wird; wenn man ihnen aus Gnade die Spitze des kleinen Fingers zeigt, wo sie von Rechtswegen die ganze Hand verlangen könnten. Aber selbst jene Freude war voreilig. Wir hören so eben, daß Wiesner, angeblich auf russische Requisition, in Untersuchung gezogen ist. Was wird man sagen, wenn vielleicht ein künftiger Schriftsteller, zur Charakteristik dieser Periode und zur Motivirung ihres Ausganges, unter Anderem folgende Notiz beibringt: „Damals lebte in Wien ein russischer Staatsrath, der ein seinem Kaiser Nikolaus gewidmetes Werk über die österreichischen Finanzen in französischer Sprache herausgab und darin der österreichischen Regierung Rathschläge gab, welche sachkundigen Patrioten mehr als bedenklich, die auf falsche Schlüsse, Verrechnungen und Entstellung von Thatsachen gebaut schienen. Ein österreichischer Schriftsteller verfaßte nach jahrlanger Arbeit eine Gegenschrift, die nur außerhalb Oesterreichs gedruckt werden konnte; er hatte weder nach Gewinn, noch nach Gunst gehascht, seiner Regierung weder geschmeichelt, noch sie angegriffen, sondern bloß die Tendenzen des Russen zu enthüllen und zu beweisen gesucht, daß das Volk mehr Steuern weder nöthig habe, noch zu tragen im Stande sei. Was geschah? Der russische Staatsrath fand in Wien Freunde, Anhänger, Zeitungen, die ihn lobpriesen und auf seine Angaben oder Folgerungen weiter bauten; der arme österreichische Schriftsteller durfte sich nicht einmal in den Journalen seines Vaterlandes vertheidigen, ja seine Schrift konnte nicht einmal wie die seines russischen Gegners angezeigt oder beurtheilt werden. Im Stillen und unter vier Augen lobten hochgestellte und geschäftskundige Männer ihm seine Anstrengungen, seine ehrliche Gesinnung; öffentlich wurde er allgemein desavouirt. Endlich zog man ihn zur Rechenschaft wegen seines unberufenen Patriotismus und chicanirte ihn durch langweilige Verhöre, Untersuchungen und Beaufsichtigungen, so daß es ihm schwer, wo nicht unmöglich geworden wäre, die Erlaubniß zu einer Reise in das sogenannte Ausland, d. h. in einen anderen Theil seines deutschen Vaterlandes zu erhalten. Indem man so zu verstehen gab, daß nur der commandirte Patriotismus und der bezahlte Dienst des Angestellten willkommen sei, verlei-

dete man vielen Vaterlandsfreunden die freiwillige und hingebende Sorge um das Wohl des Staates, man gewöhnte die Besseren, nicht an die Zukunft zu denken, und gab das Steuerruder der öffentlichen Meinung egoistischen Stellenjägern, blinden Schmeichlern, leeren Nachbetern oder den falschen Rathgebern des wirklichen „Auslandes“ in die Hand. Dennoch versicherte man — und täuschte sich wohl selbst darin — daß man ungemein deutsch sei, und — 2c. bis — „Über, um Gottes Willen, rufen uns die immer Lächelnden, Wohlmeinenden und Ruhigen zu, was Sie für schwarzgallige Träume haben. Sein Sie versichert, man wird diesen „armen, patriotischen Schriftsteller“ weder hängen, noch braten; es wird ihm nicht das Mindeste geschehen. Sehen Sie denn nicht, daß die Untersuchung nur der Form wegen und aus Rücksicht für ein mächtiges Cabinet eingeleitet ist? — Dies eben ist das Traurige. Entweder es hat keine russische Requisition stattgefunden; dann thut man unnöthiger Weise freiwillig, was einer keineswegs freundlichen Macht zur Aufmunterung in ihren Wühlereien dienen muß. Oder man hat den wahren Grund der Untersuchung angegeben und gesteht öffentlich, welche Rücksicht und Nachgiebigkeit man gegen ein Reich beobachtet, welches dem Fortschritt überhaupt, der Zukunft Oesterreichs aber besonders feindlich ist. Und welche Schlüsse muß man nicht aus diesem Benehmen bei einer kleinen, bereits öffentlichen Angelegenheit auf die Haltung im Großen, in den Angelegenheiten der äußeren Politik machen, welche geheim betrieben werden und wo daher keine Scheu vor dem Urtheil des Volkes jener rücksichtsvollen Nachgiebigkeit die Waage hält?! —

III.

Notizen.

Sternberg's „Jena und Leipzig“ und Heinrich König. — Meißner und Hartmann. — Journalistik und Publicistik; der Herold. — Hamburg, Wien und Berlin im Orient. — Religion und Industrie. — Tragikomisches. — „Als Mensch!“ — Zilly. — Die Pensionsfrage. — Heinrich IV. und seine Poeten. — Preussische Staatsactionen. — Göthe in Frankfurt. — Wink für deutsche Dramatiker.

— Heinrich König gehört zu den lebenswürdigen Kritikern, welche ein mildes und doch allseitig treffendes Urtheil zu fällen wissen. Wenigstens fanden wir dies in seiner Besprechung von Sternberg's Novelle: „Jena und Leipzig“ (in der Augsb. Allgem. Zeitung). König nennt sie eine politische Novelle und mit Recht, obgleich es Sternberg nicht gelingen konnte, die gewaltige Volkserhebung von 1813 oder die tiefe Erniedrigung Deutschlands nach dem Tag von Jena auch nur schattenhaft wiederzugeben. Der v. Selbitz kann mit seinen Brutusgrimassen nicht wohl den deutschen Unmuth von damals aus-

drücken, weil er von vornherein schon etwas verschoben gehalten ist; eben so wenig die thatenheischende, stützenhaft spartanische, hysterische Dame von Adel, die ihn aus Liebe haßt. Vortrefflich sind einige Schlachtgemälde, aber auch nicht grade als Gemälde deutsch-französischer Schlachten. Von politischer Bedeutung ist die Novelle nur in ihrer Zeichnung der vornehmen Gesellschaft, und Sternberg schwingt da oft die Geißel mit großer Aufrichtigkeit und noch größerem Geschick; jene würde ihm mancher „Gesinnungsschriftsteller“ nicht zutrauen, in diesem kaum einer ihm gleich kommen. Von dem demokratischen Geist, der sich damals entwickelte, ist hier wenig zu spüren, wohl aber sehen wir den Umschwung in den Ansichten des kleinlauter gewordenen Adels. Eine sehr geistreiche Episode, die König nicht erwähnt, ist der Briefwechsel zwischen der pietistischen Krüdener und einem wüsten Junker, den sie bekehren will. So ist Jena und Leipzig eine Sammlung schöner Episoden und origineller Partien, im Rahmen einer historischen Novelle. — Wie Sternberg viel von seiner Virtuosität verliert, wenn er die Rococozeit und die aristokratischen Kreise verläßt, so wird König auf dem Salonparket immer in etwas verlegene Stellung kommen. Sein neuestes Buch „Veronica“ enthält viel Feingedachtes, warm Durchgeführtes, aber auch viel Störendes. Die wiederbekehrte, von Jesuiten zum Wahnsinn getriebene Gräfin ist sehr wirksam, aber ist sie auch poetisch? Die übrigen Figuren sind dafür um so anziehender. Wir wünschen König für seine Novellen einen Kritiker, wie er selbst ist.

— Wieder gehen nächstens zwei junge Dichter aus Oesterreich unter Segel auf das große Meer der deutschen Literatur. Beide sind aus Böhmen und vertreten in schöner Weise die deutsche Poesie in dem halbflavischen Lande. Wir verweisen auf die dritte Nummer im I. Semester der Grenzboten dieses Jahres (über „deutsche Literatur in Böhmen“), wo wir ihrer gedachten. Alfred Meißner's Gedichte, die durch edlen Schwung und sinnige Zartheit oft überraschend sind, werden bei Reclam in Leipzig erscheinen. Hartmann's Dichtungen erscheinen bei J. J. Weber. Reiche Anschauung und gemüthstiefe Auffassung von Zeit und Welt sind ihnen besonders nachzurühmen.

— Wenn man nicht so viel Esprit, Geschmack und Wissenschaft in Bewegung setzen, wenn man nicht über so viel glänzende und elegante Federn gebieten kann, wie Cotta's Augsb. Allgemeine, so muß man gar nicht allgemeine Zeitung sein. Denn so große Organe sind bei uns nicht möglich ohne Abhängigkeit von der einen oder andern Großmacht; (Oesterreich ist beschränkender, Preußen launischer, wie die Leipziger Allgemeine empfunden) und diese Blöße zu bedecken, braucht man viel sinn- und lehrende Arabesken, viel Tapeten mit

Landschafts- und Genremalerei, viel Astronomie, Naturwissenschaft und Reisenovellistik. Dann vertritt man wenigstens die deutsche Cultur vor den Augen Europas. Längst ward dies eingesehen, und daher entstand eine Reihe von nichtallgemeinen Zeitungen, die sich auf die Partei zu stützen suchten, wie die seltsame Rheinische, die Nachener, Trierer, Weser-Zeitung, die Sächs. Vaterlandsblätter u. Unsere sogenannten Parteien aber hatten ein Blatt kaum pecuniär, einen Wahnstrahl pariren können sie noch weniger. Man fing also an, die Taktik der kleinen belletristischen Blätter nachzuahmen; wie diese, beim Verfall des rein literarischen Interesses, den einzig poetischen Reiz durch dilettantisch kecke Politik gewannen, so will man durch das Feuilleton sich neben der politischen eine Unterhaltungs-Partei als festern Untergrund sichern. Die Augsb. hatte dies längst gethan. Möchten die politischen Zeitungen nur so viel für das literarische Interesse wirken, wie die belletristischen für das politische gewirkt. Ja diese haben den politischen Sinn, den keine Bibliothek der gründlichsten Zwanzigbogenbände geweckt hätte, durch ihre Hofnarrenweise zuerst unter dem verweichlichten Publicum allgemeiner verbreitet. Jetzt, wo dieser Sinn einmal geweckt, ist es Zeit, ihn zu nähren und zu bilden. Jetzt werden immer mehr wohlfeile publicistische Wochenblätter entstehen müssen, die censurfester und unabhängiger durch Ausschließen der Allerweltscorrespondenz und der Nachrichten über Alles, die wichtigsten Zeit- und Nationalfragen, an einzelne Ereignisse anknüpfend, erläutern. — Ein Wochenblatt dieser Art scheint uns Biedermann's „Herold“, der viele Kräfte, darunter den tüchtigen Publicisten Lüders, gewonnen hat. Sehr interessant ist die stehende Rubrik: Gerichtszeitung. Der größeren Sicherheit wegen führt auch der Herold ein Feuilleton.

— Ein englischer Tourist nennt Damaskus das syrische Wien und Aleppo das orientalische Berlin; Damaskus ist bekanntlich schön, genussüchtig und gutmüthig, Aleppo dagegen liegt in wüster Gegend, und seine Bewohner haben die Nesseln des Wizes und die Dornen der Ironie im Ueberfluß. Ob es auch philosophische Distelköpfe, gravitatische Referendare und fromme Lieutenants in Aleppo gibt, sagt der Tourist nicht. Etwas Wahres muß aber dran sein. Auch der im Orient bewanderte Fallmerayer nennt Berlin, mit seinen stummen Glockenthürmen und der soldatischen Ordnung, eine „Islamstadt“, während er Hamburg das nordische Damaskus nennt. Zu viel Ehre für die pausbäckige Hammonia. Damask, mit seiner kypstallenen Atmosphäre, muß etwas zarter sein.

— Während ein katholischer Pfarrer, Ronge, in den Sächsischen Vaterlandsblättern ein denkwürdiges Sendschreiben an den Bi-

schof Arnoldi von Trier, den Christusrockaussteller, richtet und ihn, im Namen des Evangeliums, als einen Teufel des neunzehnten Jahrhunderts der Verachtung der Nachwelt preisgibt, faßt ein protestantischer Ostpreuße in der Deutschen Allgemeinen die katholischen Wallfahrten vom industriellen Standpunkte auf. Trier, meint er, und dessen Umgegend hätten durch den Pilgerzulauf an Verkehr und geschäftlichem Leben unglaublich gewonnen; und er empfiehlt, bei Fischhausen dem heiligen Adalbert, der bei Bekehrung der heidnischen Preußen umkam, auf Actien eine Kapelle zu bauen; Reliquien seien auch noch in der Umgegend zu finden, und so wäre ein für das Land höchst ersprißlicher Zulauf der Katholiken aus Lithauen, Posen und Oberschlesien leicht zu bewirken. Für die Beförderung der Pilger solle man Extradampffahrten einrichten. Ist diese gemischte Ehe zwischen Religion und Industrie nicht sehr zeitgemäß? Wer ist nun unchristlicher, der aufklärungsseifrige Ronge, oder der „tolerante“ Wallfahrtspeculant aus Ostpreußen?

— Feodor Wehl, der Berliner Correspondent der „Eleganten“, mußte Krieger werden und nach Neuruppin, einem der vielen preussischen Tomis, abmarschiren. Der Staat ist nun vor dem großen Rebellen gerettet und zwar auf ganz gesetzlichem Wege. Wehl ist, nach der Eleganten, von sehr schwächlichem Körperbau, aber er wird seine drei Jahre als „Schreiber“ ab dienen, nicht von Correspondenzen, sondern von Rapporten, Rechnungen etc. Der preussische Staat ist ganz Berliner; er kann die Malice nicht lassen, selbst nicht in dem großen Moment, wo er einen Reichs- und Erbfeind, wie Feodor Wehl, glücklich überwältigt hat.

— In Königsberg nöthigte ein Lieutenant einen Referendar, der sich im Rausch unbesonnen über eine hohe Person geäußert und die Aeußerung nachher zurücknahm, zum Zweikampf. Der Referendar schloß dreimal in die Luft, der Lieutenant schloß ihn darauf dennoch nieder. Der König soll sich sehr unwillig über den Vorfall geäußert haben. Der Lieutenant wurde tiefsinnig, den Referendar, der mit den Worten: „Herr von L., gratulire zum Hauptmann“ gestorben war, begleitete halb Königsberg zum Grabe. Dies wird nun als politische Demonstration angesehen und ein Beamter, der dem Begräbniß beigewohnt, deshalb bestraft. Hoffentlich wird sich der König auch darüber unwillig äußern. Die Pointe aber ist folgende: Der Beamte entschuldigte sich vor seinen Obern mit der Bemerkung, er habe nur „als Mensch“, nicht „als Politiker“, dem Begräbniß beigewohnt. Dieses „als Mensch!“ ist die unglücklichste aller national-deutschen Phrasen. Der Lieutenant erschloß den Referendar auch nicht als Mensch,

sondern als Lieutenant, und der König äußerte sich unwillig darüber als Mensch. Seine besten Vorsätze, sein edelstes Wollen hat der Deutsche immer nur „als Mensch“, als Fachmensch aber, denkt er oft, könne er aufhören, als Mensch zu handeln.

— Auch Tilly hat nun sein Monument und zwar, wie Brede, in der von König Ludwig zu München errichteten „Feldherrnhalla“. Der königliche Dichter hielt bei Enthüllung desselben eine kurze Rede und bedauerte, daß Tilly „zwei Jahrhunderte lang arg verleumdet war“. Darüber sollte man doch Herrn von Hornmayer fragen, den gedächtnisreifeigen, alleswissenden Geschichtsforscher. Freilich ist Hornmayer jetzt in bayerischen Diensten, und bei seinen Jahren ist kaum zu erwarten, daß er sich noch mit Baiern brouillirt und etwa nach Preußen geht. Sonst hätten wir gewiß wieder sehr interessante und wichtige deutsche Lebensbilder zu hoffen.

— Es gibt Leute, die sich den Kopf darüber zerbrechen, was der König von Preußen mit der von Freiligrath zurückgegebenen Pension anfangen werde. Dreihundert Thaler sind immer ein hübsches Stückchen. Einige sagen, Emanuel Geibel und Becker würden sie als Zulage erhalten, während Andere versichern, Geibel fühle sich unglücklich, seit er mit den dreihundert Thalern allein steht, und gehe mit dem Plan um, sie ebenfalls in die Hände des Königs zurückzulegen. Nun hätten wir schon sechshundert. Es ist genug. Wir wollen nicht so kühn sein, vorauszusetzen, daß etwa Schelling, Tieck und Cornelius auch ihren Pensionen untreu werden. Aber was fangen wir mit den sechshundert Thalern an? Wir würden dem König von Preußen, der ja schon die englische literary- and society reichlich unterstützt hat, den Rath geben, die Summe dem Leipziger „Verein zur Unterstützung hilfsbedürftiger Literaten“ zu schenken. Der Verein, dessen Mitglieder für sich wohl keine Pension annähmen, könnte doch, der Sache wegen, das königliche Geschenk nicht ausschlagen.

— Es verdient bemerkt zu werden, daß im Laufe weniger Monate drei dramatische Dichtungen erschienen sind, welche die Schicksale und mancherlei Kämpfe Kaiser Heinrich's IV. behandeln, eine von Rückert, die andere von Köster, die dritte von einem Ungenannten, von dessen Trilogie der erste Theil in Stuttgart bei Hallberger erschien. Die Recensenten unterlassen nicht, in ihre kritischen Prozesse alle drei Dichtungen zu verwickeln; doch möchte es zweckmäßig sein, ihrem kurzen Gedächtniß nachzuhelfen und hier zu erwähnen, daß diesen Heinrichsdramen seit 1837 bereits drei von andern Verfassern vorangegangen sind, zuerst ein „Kaiser Heinrich IV.“ von H. Marggraff, ein

anderer von Rogge, ein dritter von Schliephake in Brüssel. Wir erwähnen dies nicht darum, sondern darum. —

— Das Königsberger Universitätsjubiläum erinnert uns mit seinen Nachwehen an die glänzenden Gesellschaften und Bälle in manchen Familien. Des Abends ist man Eine Lust und Leutseligkeit; vor den Fremden ist man die Liebe selbst gegen Kinder und Dienstboten. Am anderen Morgen aber geht's an ein Lamentiren und Heulen, da bekommen die Kinder Schläge, die sich etwas übermüthig genommen, da wird die Magd gezüchtigt, die gestern ein Glas Wein verschüttet u. s. w. Das Königsberger Universitätsjubiläum war wie gemacht, um ein ganzes Anekdotenbüchlein voll der rührendsten Herablassungs-, Volksthümlichkeits- und Freisinnigkeitszüge hoher und höchster Personen zu erzeugen. Die Greiner kommen nach. Jetzt werden Leute untersucht, die zu einem Toast auf Jacoby conspirirt hatten, Andere, die beim Begräbniß des Referendars Schade gewesen, endlich Andere, wir wissen nicht, warum. Komisch aber ist, daß man wegen der von den Universitäten Halle und Breslau eingesandten lateinischen Gratulationsschreiben zu inquiren anfängt und daß der „Rheinische Beobachter“ diese Adressen allerdings entseztlich und im Sinne der „Radicalen“ findet; es waren ja ganz unziemliche Anspielungen auf Rußland und die Wöllner'sche Periode darin! Die Universitäten Halle und Breslau radical! Wie soll man nicht an die Wöllner'sche Zeit denken, wenn geistliche Ministerien so ängstlich nach jeder Anspielung spüren und fahnden. Wir möchten nur wissen, was man in höheren Regionen, wo es doch einen gewissen Geschmack und Esprit gibt, sich von solchen Thaten denkt. —

— Seltsam gemahnt es Einen, wenn man in der Frankfurter Didaskalia eine trockene „kurze Biographie Göthe's“ liest. Dies geschieht nämlich zur Vorbereitung der Didaskalienleser auf die Enthüllung des Göthedenkmals am 22. October. Wissen die Frankfurter so wenig von ihrem großen Bürger, daß ihnen mit einer antiquarischen Aufzählung der Göthe'schen Schriften gedient ist? Oder ist es schon so lange her, seit Göthe lebte?

— Die Kölnische Zeitung berichtet: Während Guskow's „Zopf und Schwert“ in ganz Preußen verboten ist, wurde dieses Stück am 2. October in St. Petersburg aufgeführt. Wahrscheinlich wird auch Moritz von Sachsen dort gegeben werden?

Verlag von Fr. Ludw. Herbig. — Redacteur J. Kuranda.

Druck von Friedrich Andrä.